

„Wenn du unten bist, tauchst du ab“

DDR-Jugendszene (I): Punker und Aussteiger / Von Peter Wensierski und Wolfgang Büscher

Sonne, Sonntagnachmittag, lazy afternoon im Ost-Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg. Vor dem „Wiener Café“ sitzt die Kundschaft bei Eiskaffee oder Bier, mittendrin ein Punker mit halb abrasiertem, halb grün gefärbtem Schopf. Das zerrissene T-Shirt des jungen Mannes trägt die Aufschrift „Chaos“.

Drei Stunden später, ein paar Straßen weiter. Aus der Freiluftgaststätte „Pratergarten“ überträgt der DDR-Rundfunk live eine Unterhaltungssendung. Biedere Bürger in Schlaghosen und mit Plastiksonnenbrille hocken neben kahlgeschorenen Hundehalsbandträgern beim Bier. Reglos beobachten sie, wie sich eine Kapelle und ihre Go-go-girls mühen, Freude aufkommen zu lassen. Auch ein Schwulen-Pärchen steht dabei und lauscht der Combo, die den Uralt-Hit „Copacabana“ zum besten gibt.

Bürgerwelt und Szenenwelt: Kein anderer Fleck in der SED-Republik ist von diesem Gegensatz so geprägt wie das Viertel rechts und links der Schönhauser Allee. Dort stehen an den Hauswänden nicht mehr nur die Bekenntnisse der Fußball-Fans („BFC Union“) oder der Rock-Gemeinde („AC/DC“). Dort wird es auch politisch.

An den Hintereingang des S-Bahnhofs Schönhauser Allee hat einer die West-Berliner Hausbesetzer-Devise gemalt: „Legal, illegal, scheißegal!“ Die A sind eingekreist, natür-

lich, die Friedensrune der Pazifisten findet sich fast an jeder Straßenecke. Eine Wand der Gethsemane-Kirche ist mit der Verheißung verziert worden: „Jesus lebt – Jesus ist grün!“

Ab und an gehen staatliche Tüncher gegen die Spray-Sprüche zu Werke. Der Namenszug der verbotenen polnischen Gewerkschaft „Solidarność“ auf einer Mauer am Helmholzplatz verschwand schon nach einem Tag unter weißem Anstrich. Und die Kachelwände am U-Bahnhof Luxemburgplatz, die öfter mal Umwelt- und Peace-Parolen zieren, sind durch die häufige Anwendung von

Reinigungschemikalien fleckig geworden.

Bürger und Szene versuchen sich abzugrenzen, so gut es geht.

Als sich am 13. Februar 1982 zum erstenmal in der DDR 5000 Jugendliche vor und in der Dresdener Kreuzkirche zu einem Friedensforum versammeln, finden sich gegenüber dem Gotteshaus ältere Gäste zum Varieté im „Café Prag“ ein. Während sie bei Torte, Schnaps und Bier Kunstturnern und Jongleuren zusehen, werden unten auf dem Altmarkt Antikriegslieder zur Gitarre gesungen.



Punks, Kindergartenwerbung in Erfurt, betrunkenener Jugendlicher in Ost-Berlin: „Das ist die Schuld der Väter“



Das Ost-Berliner Kabarett „Die Distel“, nach Ansicht einer Funktionärstochter „das Amüsierkabinett der Genossen“, zeigt am 9. Mai 1983 ein Sonderprogramm zum Jahrestag der Bücherverbrennung. Es geht familiär zu, in einer Art Talkshow werden Veteranen des sozialistischen Kampfes vorgestellt. Die Kabarettisten begrüßen die SED-Funktionäre im Publikum. Kaum einer unter den Zuschauern, der nicht das Parteiabzeichen trägt.

Wer in der Pause mal um den Block geht, dem wird die Feststimmung versaut. Meter weg vom Ort der sozialistischen Familienfeier schleppt ein Jugendlicher sein schweres Kofferradio die Straße rauf und runter. Der Lautstärkeknopf ist bis zum An-

schlag aufgedreht, der Song des West-Rockers Udo Lindenberg an SED-Chef Erich Honecker kommt gut zwischen den hohen Hauswänden der Clara-Zetkin-Straße: „Du ziehst Dir doch heimlich auch gerne mal die Lederjacke an, / und schließt Dich ein auf'm Klo und hörst West-Radio, / hallo, Erich, kannst' mich hören . . .“

Die Punker, die Aussteiger, die Alternativen in der DDR ziehen sich nicht, wie es ihre Vorgänger, die Hippies und Dissidentenzirkel taten, in eine privat-protestlerische Kleinkultur zurück. Sie machen sich öffentlich breit.

Die ersten Ost-Berliner Punker tauchten vor gut zwei Jahren auf. Damals, im Frühjahr 1981, schlichen sich zwei Dutzend Kahlgeschorene noch heimlich zu einer Fete der Evangelischen Studentengemeinde in der Invalidenstraße.

Wenn ein Wartburg der Volkspolizei langsam vorbeipatrouillierte, huschten sie hinter die nächste Litfaßsäule oder verzogen sich ins Gebüsch. Eine Band spielte auf dem Fest Punkmusik: Keiner der Veranstalter hatte sie so richtig gekannt, sonst wäre die Gruppe wohl nicht eingeladen worden.

Sommer 1983 in einem Hinterhof in der Schliemannstraße, Bezirk Prenzlauer Berg. Es ist Betrieb an diesem Samstagabend. In ein paar Stunden soll die Gruppe „Vorbildliche Planerfüllung“ aus Gera aufspielen. Bis dahin musiziert eine unbekannte Fünf-Mann-Band. Als Bühne dient ein Sperrmüll- und Trümmerberg im dritten Hinterhof.

Von dem Text, den der Sänger mit der Schweißbrille herausschreit, sind nur Fetzen zu verstehen: „Schnee fällt aus Benzinkanistern über dieses todlangweilige Land.“ Die anderen vier fallen im-

„One Way“ und „Wutanfall“

Wie Polizei und Staatssicherheit (Stasi) gelegentlich gegen Punk-Feten vorgehen, schildert ein Jugendlicher aus Leipzig:

Am 17. Juli 1982 trafen sich in Leipzig etwa 400 bis 500 Freaks und Punks, um auf einem privaten Grundstück ein Fest zu feiern. Sie kamen aus Erfurt, Halle, Magdeburg, Berlin, Karl-Marx-Stadt, Dresden und Leipzig, um die Punkbands „Wutanfall“, „Keim Schleim“ und „Unerwünscht“, die Bluesgruppen „Onkel Huck“ und „One Way“ und Liedermacher zu hören, um Theater zu sehen. Alles Leute, die öffentlich nur in Kirchen zu Wort kommen. Mittags war ein Kinderfest geplant.

Doch am 16. Juli wurde das Fest von der Stasi und den Bullen verboten. Obwohl Feiern in Wohnungen und auf privatem Gelände nicht

angemeldet und genehmigt werden müssen, erklärten die Bullen das Fest für genehmigungspflichtig. Am 17. Juli waren dann an den Straßen rund um das Grundstück massig Bullentaxen, Zivilisten, die alles zu leiten schienen, und ein Überfallkommando. Die meisten Punks und Freaks (etwa 250) hatten sich in der Wohnung eines Punks getroffen und zogen zum Grundstück, als sich Bullen und Stasi provozierend vor dem Haus aufbauten.

Dort angelangt, wurde gleich von den Bullen, welche den Eingang zum Grundstück blockierten, mit Gewalt gedroht, falls sie Passanten belästigen würden (eine ältere Radfahrerin war abgestiegen, um ihr Rad durch die Leute zu schieben). Alle merkten, daß es die Bullen auf einen Zusammenstoß anlegten, auf den sie sich gut vorbereitet hatten.

Vielen Leipzigern war aber der 28. März 1981 noch in Erinnerung,

als über hundert Freaks ein leerstehendes Abrißhaus besetzt hatten, um darin ungestört und unbeschränkt eine Rockpalastfete zu feiern. Damals wollten Stasi und Bullen im Schutze der Dunkelheit ein Exempel statuieren.

Sie räumten das Haus mit sieben Überfallkommandos und nahmen 94 fest. Danach folgte stundenlanges Stehen vor einer Mauer mit Händen im Genick, anschließend Verhöre. Alle Frauen mußten sich im Keller ausziehen. Fast alle mußten Geldstrafen in Höhe von 75 bis 300 Mark bezahlen.

Deshalb wollten es die Leute nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen und zogen es vor, an den Kanal (Badegewässer am Rande der Stadt) zu fahren. Nach einiger Zeit teilten sich dort viele in kleinere Gruppen und gingen zu verschiedenen Feten.

Wir hoffen, wenn wir beim nächsten Mal wieder am Feiern gehindert werden, daß wir eine Kraftprobe nicht scheuen müssen.

* Aus der Textsammlung: „VEB Nachwuchs. Jugend in der DDR“. Rororo, Reinbek bei Hamburg; 1983; 9,80 Mark.



Punker-Fest in Leipzig: „Ringsum massig Bullentaxen“

mer wieder in den Refrain ein: „Das ist die Schuld der Väter! Das ist die Schuld der Väter!“ Bis schließlich einer der Gäste über ein Verstärkerkabel stolpert und der Strom wegbleibt.

Auch der DDR-Rundfunk beginnt sich vorsichtig auf neue Töne einzustellen. Regelmäßig stellt der Jugendfunk Amateurgruppen vor, mit Texten wie: „Ich sitz' vor der Glotze/schütte Schnaps in mich rein“, oder: „Zerrissen wie diese Zeit/geh' ich auf dem schmalen Grat zwischen ‚Bitterkeit‘ und ‚nie was riskieren‘.“

Heute gehören Punker zum Straßenbild, nicht nur in Ost-Berliner Vierteln wie Prenzlauer Berg, sondern auch in Dresden, Halle und anderswo. Bands wie „Keks“ aus Ost-Berlin und „Juckreiz“ aus Thüringen liefern ihnen die Musik. Und wenn es auch bloß Wasserfarbe ist, die sie zum Haarfärben kaufen können – Spaß macht es doch: Jede HO-Kaufhalle und jedes Bekleidungsgeschäft ist ein punkiges Einkaufsparadies.

Denn eine Subkultur, die sich unmodern und antimodisch gibt, die den nostalgischen Tick für die Nierentisch-Epoche pflegt, braucht im anderen Deutschland nicht lange nach geeignetem Ambiente zu suchen: Für die Punks ist die Rückreise in die fünfziger Jahre kurz, weil deren Ästhetik in der DDR von heute noch immer allgegenwärtig ist.

Die Kleidung der Bürger, die Einrichtung der Wohnzimmer, die schrillen Farben der Trabant-Autos („Trabis“), die sterilen Mitropa-Gaststätten, die Waschpulver-Kartons und Fertigsuppen-Schachteln könnten von westlichen New-Wave-Designern gestylt worden sein: re-

al existierender Punk im sozialistischen Deutschland.

Gern greift deshalb die West-Berliner Szene seit Jahren auf die tiefgefrorenen Fifties vor der Haustür zurück: In der Bleibtreustraße bietet Laden an Laden die Plaste-Klamotten nach DDR-Machart an, der abgelegenste heißt „Inter-shop“. Rockgruppen im Westteil der Stadt nennen sich „Interzone“, „White Russia“ oder „Leningrad Sandwich“. Und die Mauer ist längst zur Reklamewand für Rockkonzerte und Plattencover geworden.

Jenseits der Mauer hat der Spaß schnell ein Ende. Ost-Punks, die sich für das West-Berliner Szeneblatt „Tip“ und das Hamburger Links-Blatt „Konkret“ hatten ablichten lassen, landeten hinter Gittern. Sie haben keine Fürsprecher: So wie in den sechziger Jahren den Langhaarigen, so schlägt heute den Geschorenen der Mißmut des DDR-Normalbürgers entgegen.

In einer thüringischen Kleinstadt (30 000 Einwohner) lud ein Mitglied der kirchlichen „Jungen Gemeinde“ die dort bestehende Gruppe von fünf Punks in die elterliche Ausflugsgaststätte ein. Als der Vater, ein selbständiger Wirt, zwei

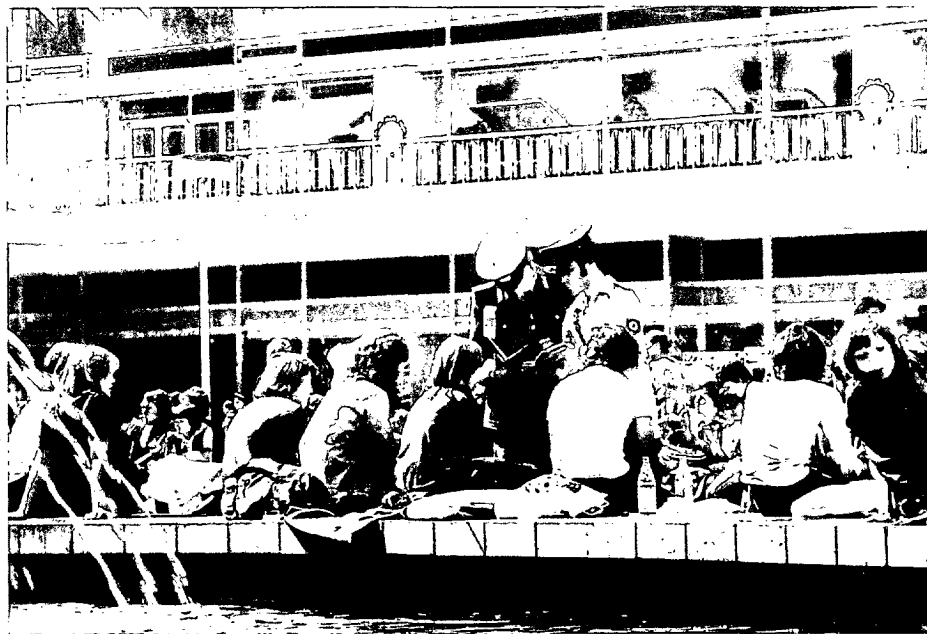
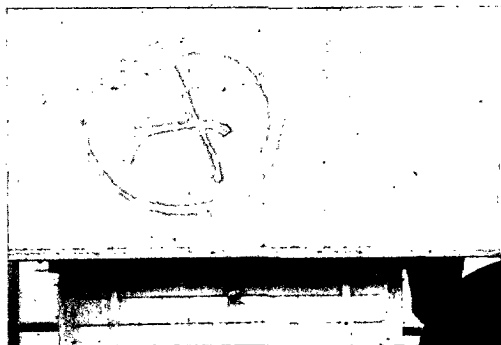
Irokesenköpfe erblickte, verlor er die Fassung – die beiden mußten durstig wieder abziehen.

Empörte Bürger werden auch mal handgreiflich. Bei der Volkspolizei findet ein Punker keine Hilfe: Vielleicht ist ja der Beamte, an den er sich wendet, derselbe, der ihn gestern wegen „asozialen Verhaltens“ vom Marktplatz oder aus einer Kneipe vertrieben hat.

Vor allem die Transportpolizei tut sich hervor. In Halle, Potsdam, Leipzig und anderswo wurden grell gefärbte Jugendliche mit Punkausrüstung sistiert: Wer verreisen wollte, durfte den Bahnhof nicht betreten, wer ankam, wurde nicht hinausgelassen.

Schlechte Karten haben Punker erst recht in der Schule und auf der Lehrstelle: In die Zeugnisse schreiben Lehrer und Meister nicht nur Fachzensuren, sondern auch ausführliche Beurteilungen über die Persönlichkeit. Auch wenn sich einer entschließt, die grüne Haarfarbe rauszuwaschen und das Hundehalsband an den Nagel zu hängen, bleibt das Blatt in seiner Kaderakte ein ganzes staatsbürgerliches Leben lang.

Und doch lassen sie sich das bittersüße Gefühl nicht vermiesen, Bürgerschreck



Kontrolle in Ost-Berlin, Spray-Parolen
„Legal, illegal, scheißegal“

zu sein, aufzufallen im Einheitsgrau, den Staat zu verhöhnen. Auf der Suche nach zünftigem Outfit haben die DDR-Punker all die staatlichen Abzeichen für gutes Lernen, die Banner für besondere Kollektivleistungen, die kleinen rot-goldenen Embleme zum 30. Jahrestag der DDR-Gründung und die Medaillen zum Tag der deutsch-sowjetischen Freundschaft entdeckt. Zwischen den Buttons von West-Freunden mit Anarcho-Parolen, dem Bekenntnis zur Rockgruppe „Sex Pistols“ oder der Aufforderung „Piss off“ findet sich auf den Jacken vieler DDR-Punker das gesammelte Blech der sozialistischen Leistungsgesellschaft.

Wer so den Staat und seine „Freie Deutsche Jugend“ (FDJ) verhöhnt, landet schnell auf dem Revier. Verhör auf der Polizeiwache in Magdeburg:

„Was unterstehen Sie sich, solche Abzeichen zu tragen?“

„Die hab' ich mal bei der FDJ gekriegt.“

„So verkommen, wie Sie herumlaufen, ist das eine Provokation, eine Verunglimpfung des Staates und des Jugendverbandes.“

Solche „Gespräche“ mit Respektspersonen sind dem DDR-Jugendlichen vertraut. Wer von der Norm abweicht, gerät in die Mühle.

„Gespräche“ kommen etwa auf Jugendliche zu, die einen Platz an der Erweiterten Oberschule, dem Gymnasium der DDR, haben wollen und sich nicht gleich freiwillig für drei Jahre Dienst in der Nationalen Volksarmee (NVA) verpflichten. Gespräche mit Jugendoffizieren, Gespräche mit Lehrern, Gespräche mit der FDJ-Leitung der Schule, Gespräche mit dem Direktor, Gespräche mit allen zusammen. Beide Seiten wissen, daß solche Termine nicht der Wahrheitsfindung dienen, die Gesprächspartner tauschen nur vorgestanzte Argumente aus.

Jugendliche Nonkonformisten sehen sich obendrein mit einem neuen Problem konfrontiert. Früher drohte der Staat damit, ihnen die Karriere im Sozialismus zu versauen. Nun müssen viele damit rechnen, daß ihnen der Staat die Zukunft gar nicht mehr sichern kann: In der DDR, bisher von Mangel an Arbeitskräften geplagt, stehen die ersten Arbeitslosen auf den Fluren der Arbeitsämter bei den Stadtbezirksverwaltungen.

Ein Ost-Berliner Elektriker, der seit einem halben Jahr auf Stellensuche ist: „Bei uns im Fernsehen bringen sie manchmal so Reportagen aus dem Westen: Arbeitsamt morgens um achte, schlotter, frier, Thermoskanne. Und zum Reporter sagen sie dann: Ja, ich komme jetzt schon seit einem Jahr hierher. Daran mußte ich denken, wie ich neulich morgens um achte beim Arbeitsamt von meinem Stadtbezirk in der Reihe stand.“

Die Arbeitsämter haben neuerdings sogar an zwei statt, wie voriges Jahr, an



**Wer auf soviel
Vielseitigkeit setzt,
gewinnt den Vorsprung
wie von selbst.**



ICV

Office Micro Systeme · Dialogsysteme · Multifunktions-Systeme · Textsysteme · Diktiersysteme · Bankterminalsysteme · Daten- und Textkommunikation · Einbindung aller Kommunikationsdienste/-netze der DBP · Anwendersoftware · Dienstleistungen · Organisationsmittel und Zubehör

„Diese unheimlich dreckige Stadt“

Über Hausbesetzungen in Leipzig und sein Leben als Aussteiger berichtet der 20jährige Harry*:

Im Frühjahr 1982 wollte ich von Sangerhausen im Harz nach Leipzig ziehen. Hinter mir: eine verkrachte Lehre wegen Waffenverweigerung bei der vormilitärischen Ausbildung, vom Abi geflogen, Krach mit den Erziehern, Durchschlagen mit 'nem Zimmer bei 'nem Kumpel und 120 Mark im Monat.

Trotz alledem oder gerade dadurch noch die Ideale von Peace und Love im Kopf – Opposition überhaupt, gegen alles Konservative und so. Ende Februar hatte ich die Lehre beendet. Plötzlich 'ne Karte von Mozart und Bruno, die Leute, zu denen ich ziehen wollte: „Wir werden geräumt.“ Ein einmaliger Akt – zumindest in der Größenordnung. In einer Straße waren dreizehn Wohnungen besetzt. Kommen und Gehen, Feten, Musik, lange Haare...

Die offizielle Rechtfertigung der Behörden: Die Häuser stehen auf Abbruch. Die inoffizielle: zu große Anhäufung progressiver Leute mit staatsfeindlichen Interessen.

Wir wunderten uns sehr, denn alle bekamen eine Wohnung, natürlich in Häusern mit gesitteten Spießern. Da hat man die Leute besser unter Kontrolle. Außer zweien, denn Tanja und Jule sind auserkoren, um an ihnen ein Exempel zu statuieren. Tanja wird trotz Arbeitsverhältnis gekündigt und nach Bad Dübener zwangsverwiesen, weil dort ihre Eltern wohnen. Beide hatten die angebotenen nassen Wohnungen nicht genommen.

Ich zieh' trotzdem nach Leipzig zu Bruno, der 'ne Einraum-Wohnung mit feuchten Wänden bekommen hat. Dort lern' ich dann Tanja näher kennen, die natürlich mächtig am Ende ist. Und dort wohnen wir nun, Bruno, Tanja, Mozart und ich. Bruno geht als einziger arbeiten und stinkt entsprechend auf uns ab.

Ich renn' wie ein Bekloppter nach Arbeit rum. Nichts zu machen. Als gelernter Elektriker höre ich nur immer wieder die Worte, „gehn Sie mal zurück in die Produktion. Als Elektriker werden Sie gebraucht. Sie als junger Mann müssen doch Ihre Arbeitskraft voll ausla-

sten“, und so weiter. Dieser ewige Kreislauf, dieses Reinpressen in Proletennormen, nur nicht denken, Arbeiten und Konsumieren sind angesagt. Wer das kennt, so einen Achtdreiviertel-Stundentag in der Fabrik, der weiß, wie es ist, wenn man nach Hause kommt und nicht mehr den Elan hat, sich ein Buch zu greifen oder wegzugehen.

Aber noch hatte ich genug Zeit, mich mit allem möglichen zu beschäftigen. Langsam auch vergessen die Zeit, wo ich mit Liebe die Welt revolutionieren wollte. Die Ost-Freak-Zeiten als Woodstocknachläufer mündeten in individuellen Radikalismus und Nihilismus. Ich las

Angst, festgenagelt zu werden – dieser Verfolgungswahn vor den Bullen und der Stasi, denn Nichtarbeiten ist ja strafbar und asozial.

Aber weiter ging's trotzdem. Ich trampelte ziemlich viel rum, Leute besuchen und so. Dann wieder in Leipzig, schaut deine Klamotten nach, was du verkaufen kannst, um über die Runden zu kommen.

Mit der Zeit ging mir dieses Nichtarbeiten ganz schön auf die Nerven. Du stehst früh auf, schießt los, um dir was zu essen und zu rauchen zu besorgen. Und abends irgendwohin, in den Jazzkeller oder zu Leuten.



Abbruchhäuser in der DDR: „Her mit Bomben und Maschinenpistolen, zeigt's den Staatskapitalisten“

anderes, versuchte mir auf allen möglichen Wegen Bücher zu beschaffen, die dem Staat unerwünscht waren. Trotzki, Stalin, Marcuse, Sartre, Anarchie ganz oben. Her mit Bomben und Maschinenpistolen, zeigt's den Staatskapitalisten. Ab in den Underground – so jedenfalls träumten meine Kumpels und ich.

Tanja und ich hatten inzwischen eine Wohnung aufgerissen. Wir zogen dort schwarz ein. Unsere Wohnung wurde allmählich Anlaufpunkt. Wir quatschten viel und lange.

Entscheidend waren eigentlich immer solche spontanen Feten. Ich war dann mit Tanja auch irgendwie auseinander, wir wohnten zwar noch zusammen, aber gelaufen ist halt nix mehr. Mir selbst ging's immer beschissener, ohne Job, kein Geld. Dazu Depressionen und die

Dann endlich klappte es mit einem Job – als Aufsicht im Museum. Endlich diese Angst los, doch noch einzufahren. Aber just danach bekamen wir einen Räumungsbescheid. Da sie wohl nicht wußten, wohin mit uns, wiesen die uns vom Amt 'ne Wohnung zu, und das, obwohl kurz vorher im selben Viertel 'ne Kommune von den Bullen geräumt worden war.

Wir waren echt happy über die neue Bude, obwohl uns gesagt wurde, wir müßten jeder dreihundert Mark Ordnungsstrafe zahlen. Unbefugtes Wohnen in einer Wohnung!

Am Anfang kamen wir mit den Leuten im Haus recht gut zurecht. Die dachten, wir wären ein junges Paar oder so. Aber so nach und nach änderte sich deren Verhalten. Spätestens, als wir den Flur

* Aus der Textsammlung: „VEB Nachwuchs. Jugend in der DDR“. Rororo, Reinbek bei Hamburg; 1983; 9,80 Mark.

knallgrün und türkis strichen. Das checkten sie dann nicht mehr.

Dann kam für mich der Hammer: 12. August, Einberufungsüberprüfung. Verdammte Scheiße, das hatte mir noch gefehlt. Ich war total am Ende. Nachdem die letzte Zeit so glimpflich verlaufen war, jetzt dieser Tiefschlag. Armee. Das war mein Trauma. Der Alp. Ich hatte natürlich einen unheimlichen Schiß vor dieser Musterung.

Als ich dann vorgeladen war, ging mir ganz schön die Muffe. Ich erzählte ir-

das den Zusammenhalt, einfach, daß die Beziehungen zu den anderen Leuten eigentlich viel enger waren, bedingt durch die graue Masse und das System.

Es gab natürlich auch Diskrepanzen zwischen uns. Da war eigentlich, was mich am meisten belastete, dieser Klatsch und Tratsch, bedingt durch die kleine, große Stadt. Über hundert Ecken erfuhr man dann, was man mal irgendwo mehr oder weniger Belangloses gesagt hatte. Ich nehme mich da nicht aus.

Da war zum Beispiel die Sache mit Tanja, eines der beschämendsten Dinge, die ich mir je geleistet habe. Durch ein paar dumme Erlebnisse mit den Bullen in direkter Folge aufeinander – es war Anfang Dezember – hatte ich einen ziemlichen Frust und Verfolgungswahn. Überall sah ich Spitzel, achtete auf die abnormsten Details bei den Leuten, die auf solche Tätigkeiten hinweisen konnten.

Bei Tanja kam da so einiges zusammen, meine Phantasie hatte keine Grenzen mehr, ich steigerte mich immer mehr hinein. Tanja war tierisch neugierig, ich bildete mir ein, sie durchkramte mein Zimmer, die Ordnungsstrafe für die Wohnung kam auch nicht mehr, und so weiter. Ich erzählte nur ein paar Freunden meine Befürchtungen, vielleicht, um zu hören, daß sie sie nicht teilen würden, und mit der Hoffnung, mir das alles auszureden.

Aber es kam, wie es kommen mußte. Einer hielt die Klappe nicht, der Kreis schloß sich, und Tanja erfuhr von allem. Klar, daß sie total fertig war. Es kam zu 'ner Aussprache zwischen uns beiden, ich fühlte mich ziemlich mies.

Schließlich hatte ich das alles verzapft! Aber sie nahm mir das gar nicht übel, und irgendwann war die Sache dann auch vergessen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß Leute durch solche Denunziationen fertiggemacht worden wären oder zum Strick gegriffen hätten.

Hier in Leipzig gibt's noch ein altes Haus, in dem mehrere Leute wohnen und das wohl auf Abriß steht. Die haben dort viel gemacht, Rohre und Leitungen verlegt und wohnen halt ganz allein drin. So was finde ich echt verschärft. Da gibt's zwar auch das übliche Chaos und auch Konflikte, aber eigentlich ist das für Leipzig die absolute Sahn! Vielleicht gehe ich, wenn mir der Job zum Halse raushängt, doch nach Berlin. Da gibt's 'ne Menge dufter Typen, ich hätte Lust, da mal so was aufzuziehen.



b in den Untergrund"

gendwelchen Mist, freireligiös und so weiter und machte einen Antrag auf Bausoldat. Die Tage vor dem Einberufungstermin war ich nur noch ein Schatten meiner selbst. Jedesmal Angst – der Blick in den Briefkasten, der blaue Brief. Aber er kam nicht. Da war ich natürlich total oben. Endlich wieder ein kleiner Lichtblick.

Dann pochte auch schon der Winter an die Tür. Wir hatten natürlich keine Kohlen. Die ersten kalten Wochen kamen wir mit Borgen über die Runden. Zu Leuten in der Nähe und mit 'nem Rucksack voller Kohlen wieder zurück.

Im November war ich dann auch viel in Berlin. Leipzig kotzte mich total an – diese unheimlich dreckige Stadt, und vor allem diese Hinterwäldler-Spießer. Wegen 'nem Ring im Ohr ist man da gleich angemacht worden. Allerdings gab uns

einem Tag in der Woche auf. Die „Arbeits-suchenden“, so der offizielle Begriff, erhalten acht Mark pro Tag an Unterstützung.

Zwar sind nach sozialistischem Arbeitsrecht Massenentlassungen nicht möglich. Doch Werk-tätige, die etwa wegen Suff am Arbeitsplatz früher Disziplinarstrafen erhielten, werden heute auch schon mal gefeuert. Und wer selber in der Hoffnung kündigt, er werde jederzeit einen neuen, ja besseren Job bekommen, der kann nun sein blaues Wunder erleben.

Die Schilder mit der Aufschrift „Wir stellen ein . . .“ die früher an fast jedem DDR-Betrieb aushingen, sind selten geworden. Kein Wunder: Im Stahlwerk Henningsdorf etwa sind Schmelzöfen erkaltet, weil die Rohstoffe fehlen. Und im Ost-Berliner Kabelwerk Oberspree mangelt es an Kupfer, viele Werk-tätige fegen seit Monaten nur noch die Hallen. In Henningsdorf wurde ein Einstellungsstopp vorläufig wieder aufgehoben. „Es sollte auf jeden Fall vermieden werden“, so ein Arbeiter, „daß es ein Gerede über Arbeitslosigkeit gibt.“

Intern redet man offener: Man müsse sich, so der Sekretär der Parteigruppe in der Redaktion einer Fachzeitschrift, wohl oder übel „darauf einstellen, so eine Art Arbeitssuchendenheer zu haben“.

Die theoretische Parteipresse aber behandelt das alles als Problem bei der Umsetzung von Arbeitskräften im Zuge der sozialistischen Rationalisierung. So sehen es auch nach wie vor die Wirtschaftsleiter: Sie müssen ja die eigentlich arbeitslosen Werk-tätigen von Abteilung zu Abteilung oder von Betrieb zu Betrieb verschieben.

Dennoch summieren sich die Einzelfälle zur sozialen Größe; Zahlen kursieren: In Schwerin sollen es 2000 Arbeitslose sein, in Ost-Berlin gar 30 000. Solche Schätzungen mögen übertrieben sein. Doch der Druck auf die Arbeitsplätze schlägt durch auf die Ausbildungssituation der Jugendlichen.

Polizei-wache in Ost-Berlin: Im Vernehmungszimmer sitzen sich unter dem gerahmten Porträt von Erich Honecker ein Punker und ein Polizist gegenüber. Der Beamte väterlich zu dem Photographen-Lehrling: „Menschenskind, seien Sie doch froh, daß Sie überhaupt noch eine Ausbildung bekommen. Die nächste Generation hat es da viel schwerer als ihr, das können Sie mir glauben.“

Junge Leute sehen ihre Chancen auf eine Bildungskarriere schwinden. „Die sind nicht mehr so wie noch vor ein paar Jahren“, hat eine Frau aus der Ost-Berliner kirchlichen Jugendarbeit beobachtet, „Abitur und so steht nicht mehr an erster Stelle. Sie haben wohl das Gefühl, daß es das alles nicht wert ist. Daß lebenslängliche Anpassung sich gar nicht lohnt.“

Das spüren auch die, die sich schon um einen Studienplatz beworben haben;

einer erzählt: „Ich habe ein sehr gutes Abitur und wollte Medizin studieren. Nachdem ich mich auch noch auf drei Jahre für die Armee verpflichtet hatte, dachte ich, jetzt ist alles klar. Wäre es ja früher auch gewesen. Jetzt bekomme ich zu hören, ich sei ja gesellschaftlich nicht besonders aktiv. Mit anderen Worten: Ohne Parteimitgliedschaft läuft das nicht mehr.“

Als Ausweichstudiengänge wurden dem verhinderten Mediziner Marxismus-Leninismus, Betriebswirtschaft oder eine Ingenieurschule angeboten. Wer früher unbedingt studieren wollte, konnte immer noch zu den Pädagogen gehen, wenn sonst gar nichts mehr lief. Auch dieser Notnagel aber ist nun ausverkauft.

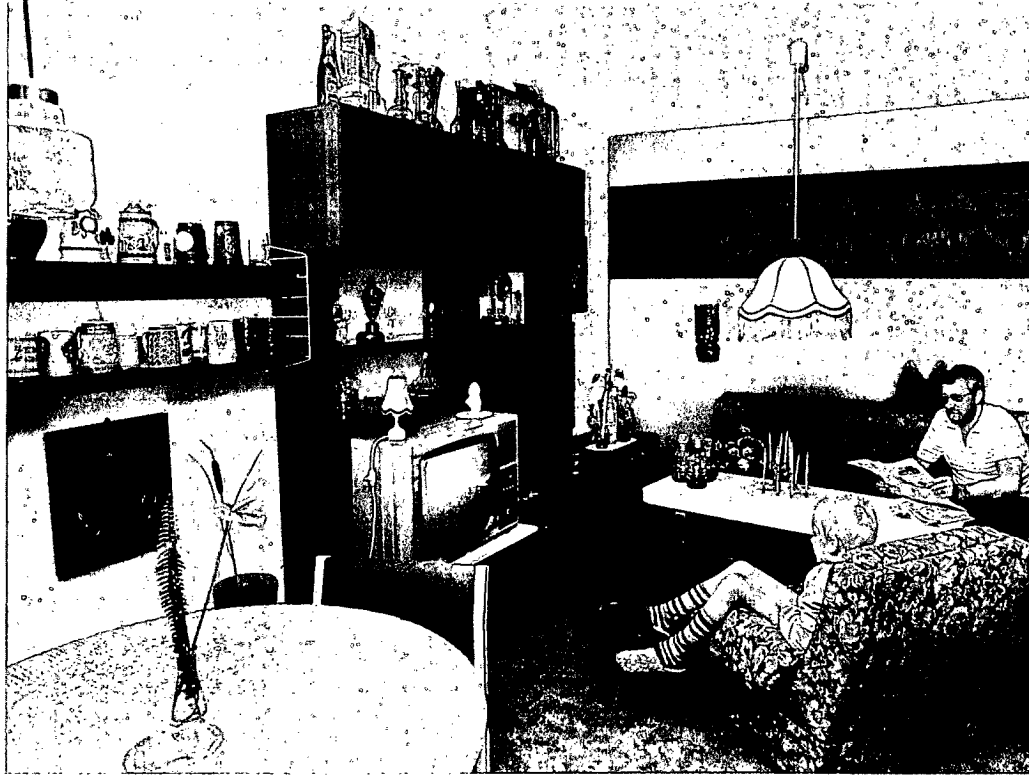
Eine alte Logik kippt: Je höher die Wurst gehängt wurde, desto eifriger schnappten die Jugendlichen früher danach. Heute winken viele nur noch ab.

Sie möchten nicht so werden wie die Älteren, die sie als lebendige Beispiele vor Augen haben – den Bruder, der nun Lehrer ist und sich immer verdrücken muß, wenn West-Besuch kommt; die Freundin aus der kirchlichen Friedensgruppe, die sich unter Tränen vom Pastor verabschiedet: Sie habe jetzt einen Studienplatz, den wolle sie so gern, und in der Gruppe würde sie auch gern weiterarbeiten, aber es gehe eben nur eins von beidem.

Auch an den Eltern, besonders wenn sie im Sozialismus Erfolg hatten, mögen sich viele nicht mehr orientieren. Unter Punkern und Pazifisten in der DDR finden sich zahlreiche Söhne und Töchter hoher Funktionäre.

„Es sind Mumien“, kritisiert ein Diplomatensohn aus Potsdam, der zur Zeit als Fensterputzer arbeitet, seine Eltern. Und ein 19-jähriger Punker sieht seine Karriere-Eltern so: „Das Spießbürgerliche hat mich angekotzt. Ich bin gegen das Deutschein. Der Deutsche ist für mich ein Kleinbürger und ein Spieß von Natur aus. Mich stört dieses ganze Getue, diese Maske, die da ist, die keiner abnimmt.“

Die 22-jährige Tochter eines hochgestellten SED-Funktionärs will nur noch raus: nach Paris, nach Rom, der Ausreiseartrag ist gestellt. Weil sie von ihrer Malerei nicht leben kann, jobbt sie drei Tage in der Woche bei einem alten Zahnarzt. Der gestreßte Vater tut ihr



Ostdeutsche Wohnkultur: Leben in der Nische

leid: „Leute wie er, die tatsächlich praktische Verantwortung haben, also nicht bloß Ideologie ablassen, sind die ärmsten Schweine. Sie kennen die Probleme und können doch nichts ändern. Wenn du ganz unten bist, tauchst du ab, und wenn du Nummer eins oder zwei bist, schwebst du drüber.“

Die junge Frau sagt es ohne Anteilnahme. Die Kaste, in der ihre Eltern leben, die Oberklasse der DDR, ist nicht ihre Welt. Seit Jahren schon bietet ihr das Milieu der privaten Kunstausstellungen und Debattierzirkel ein neues Zuhause, das sie in ihrer Familie nie gefunden hat: „Glaubst du vielleicht, ich weiß mehr als du, was die untereinander re-

den, was bei denen abläuft? Ich sah meinem Vater immer bloß an, wie entnervt er war, wenn er irgendwann fünf Stunden nach Dienstschaft in seinem Dienst-Volvo nach Hause gefahren wurde. Erzählt wurde nie was, Kommunikation kaputt – auch andersherum.“

Deshalb versuchen die verlorenen Kinder der Machtelite ihre kleinen Fluchten, entdecken Kunst und Philosophie, Kirche und Religion. Sie schlagen sich durch mit Jobs bei Privatbetrieben, bei der Kirche, als Friedhofsgärtner, Müllfahrer oder Putzfrau.

Auch diese Jugendlichen verkriechen sich, wie ihre Eltern, in Nischen der sozialistischen Gesellschaft. Doch während die Jungen auf diese Weise ein anderes Leben vorführen wollen, brauchen die Älteren ihre Nischen – das Wochenendhaus, das Familienleben, den Freundeskreis – um von den Strapazen ihrer öffentlichen Rolle auszuspannen.

Ganz entspannt im Hier und Jetzt der Arbeiter-und-Bauern-Republik lebt sich es auch, wenn man genug trinkt. Da hat die DDR bald Weltniveau erreicht – ähnlich wie bei Ehescheidung, Selbstmorden oder Umweltverschmutzung. Damit es in den Nischen schön gemütlich bleibt, greifen immer mehr Bürger zur Flasche.

Die Lage schilderte ein Infostand beim Dresdner Kirchentag im Juni: „In einer Stadt von 30 000 Einwohnern gibt es 600 ärztlich erfaßte Alkoholranke (DDR-Durchschnittszahlen). Umgerechnet auf Dresden bedeutet das demnach 10 000! Die Dunkelziffer ist noch größer.“

Bei einer Befragung männlicher Jugendlicher zwischen 14 und 18 Jahren durch die „Arbeitsgemeinschaft für die Abwehr der Suchtgefahr“ gab nur ein



Ostdeutsche Aussteiger
Protest gegen Spieß und Mumien

Kärntens urgemütliche Bauernhöfe



**Aktiver und erholsamer
Urlaub mit Familie und Freunden.
In romantischen Ferienwohnungen
mit allem Komfort.**

Skiparadies **Kirchleithn**

Hier finden alpine Skiläufer beste Voraussetzungen. Sie wohnen in einer Ferienwohnung mit Kochnische, Bad o. Dusche, WC. Wochenmietpreis für 6 Personen bei eigener Anreise ab DM **270,-**

Almparadies **Schönleithn**

Ideal für Ski-Langläufer und Winterwanderer. Sie wohnen in einer Ferienwohnung mit Kochnische, Dusche, WC, Balkon. Wochenmietpreis für 4 Personen bei eigener Anreise ab DM **220,-**

Informationen und Buchungen:
Kärntner Bauernhöfe A-9500 Villach, Widmann-
gasse 43 · Tel.: (00 43) 42 42/2 33 87 oder in Ihrem
TUI-Reisebüro, Oder Katalog anfordern.

Unschlagbar!



Vollelektronischer Schreibkomfort jetzt auch für Sie:
kontrollieren + korrigieren auf dem Bildschirm,
ausdrucken in Spitzenqualität! Speicher bis 5000
Zeichen, auflösbar in 10 Einzelspeicher (Buffer bei
Computerbetrieb), Kassettenrecorder als Zusatz-
speicher. Typenrad schreibt vor- und rückwärts.
Viele Automatik-Funktionen (NEU: Suchlauf!). Un-
schlagbar vielseitig, unschlagbar preiswert: als kpl.
Bildschirm-Textsystem nur DM 3395,- (inkl. MwSt.)
6 Monate Garantie. Keine Versandkosten. Bestellung
oder ausführliche Gratisinformationen:

Dontenwill GmbH · Abteilung SP
7880 Bad Säckingen · Tel. 0 77 61 / 30 93
Filialen: Frankfurt · München · Stuttgart

Viertel an, überhaupt keinen Alkohol zu trinken. Knapp die Hälfte tankt den Stoff an jedem Wochenende. Am liebsten trinkt man in der Familie oder im Freundeskreis. Aber in den nach Feierabend entvölkerten Straßen von Rostock, Erfurt oder Halle ist das Problem nicht zu übersehen: Belebt werden die Bürgersteige dann meist nur noch von Angestrunkenen.

Die SED hat inzwischen Anti-Suff-Kampagnen gestartet, um den volkswirtschaftlichen Schaden einzudämmen. Die Psychiatrien in den staatlichen Krankenhäusern sind überfüllt. In den Nervenkliniken der Bezirke trifft man sich zur früher im Sozialismus verpönten Gruppentherapie nach westlichem Muster.

„Das sind die Kosten für diese ewige Schizophrenie, das ständige Doppelleben“, sagt ein bekannter Filmemacher,

▷ die vorzeigbare „Gesinnung“.

Diese Normen waren einmal ein Fortschritt, waren überschaubare Instrumente gegen die Willkür des Stalinismus. Den aber kennen die Kids von heute nicht mehr aus eigener Erfahrung. Sie reiben sich an dem, was danach gewachsen ist, sie verachten „die Maske, die keiner abnimmt“ – Kommunikation kaputt.

Die Erfahrung, sich in der Öffentlichkeit ewig maskieren zu müssen, ist ihnen allen gemeinsam – dem pazifistischen Schüler und dem rotzigen Punker, dem frommen Jung-Gemeindler und dem alternativen Töpfer, dem Liedermacher und dem subkulturellen Literaten.

Die Schule ist eine Maschine, die Politik ist eine Maschine und die Karriere auch. Wer sie richtig zu bedienen weiß, wer Irene Böhm's „abgegriffene Mün-



Konzertbesucher in Ost-Berlin*: Auffallen im Einheitsgrau

um gleich anschließend seine Gäste zu fragen: „Einen nehm' wir doch noch?“

Wie diese Nischenmentalität funktioniert, hat die frühere Redakteurin des Ost-Berliner Kulturblatts „Sonntag“, Irene Böhm**, beschrieben. Mit „vier abgegriffenen Münzen“ vergleicht sie die „sozialistischen Spielregeln“:

- ▷ der graue Markt, auf dem privat ein großer Teil der materiellen Versorgung geregelt wird;
- ▷ der klassengerechte „Stammbaum“, der beim sozialen Aufstieg mitentscheidet;
- ▷ die von Partei und Volk hochgeschätzte „Bildung“, Vorbedingung für den Karrierestart;

zen“ in die richtigen Schlitzte steckt, der bekommt, was er braucht. Und manchmal einen ordentlichen Zuschlag. Lebenstüchtig ist, wer die realsozialistische Grundregel beherrscht: Sag dem Staat, was er hören will, und greif dir, was du kriegen kannst.

Wenn es einen gemeinsamen Nenner gibt für die unterschiedlichen Formen des Protests, für das Rumoren in der DDR-Jugend, dann ist es das Unbehagen an diesem Doppelleben.

Die FDJ verbreitet, in der 1982 erschienenen Broschüre „Aus erster Hand. Junge Leute in der DDR“, einen solchen Generationskonflikt gebe es nicht. Die SED-Jugendorganisation hat damit sogar, wenn auch unbeabsichtigt, recht: Die Verschiebung der gesellschaftlichen Wertvorstellungen gibt mehr Zündstoff her als für einen

* Im August 1983, beim Punk-Konzert im Ost-Berliner Bezirk Prenzlauer Berg.

** Irene Böhm, „Die da drüben“. Rotbuch Verlag, Berlin; 126 Seiten; neun Mark.



Rockkonzert am Prenzlauer Berg: „Schnee fällt auf dieses todlangweilige Land“

nur kurzlebigen Streit zwischen jung und alt.

Zwar ziehen die meisten Familien die Notbremse, seitdem die Kinder massenhaft die Termine der Christenjugend frequentieren, rücken verängstigte Mütter und saure Väter den Pfarrern und Gemeindearbeitern auf die Bude. „Seit mein Sohn zu Ihrer Jungen Gemeinde geht, Herr Pfarrer, hat er dauernd Ärger mit seinem Staatsbürgerkundelehrer“, klagt ein Vater. Und eine Mutter kündigt an: „Wenn das nicht aufhört mit Ihren Politabenden, verbiete ich meiner Bettina, weiter da hinzugehen.“

Doch was da rumort, treibt auch manchen Alten um: Das Unbehagen der Jungen steckt an, der Bazillus macht auch vor Schrankwänden nicht halt.

Ein Wohnzimmer in Weimar. Die erste Kiste Radeberger Pils ist schon leer, allmählich fallen die Meinungshüllen. Die Gastgeberin hat Sorgen. Ihr Mann, ein geachtetes und gutbezahltes Glied der Gesellschaft, sei verrückt geworden: „Zur Reservistenübung will er nicht einrücken, stellt euch mal vor, was das heißt!“

Vor zwei Jahren war er noch hingegangen, maulend zwar wie alle, aber doch selbstverständlich wie alle. Nun sitzt er auf dem Sofa und betrachtet milde lächelnd seine hysterische Frau und die erschrockene Freundesrunde. Ja, er denke da an so ein paar amerikanische Filme, da sei das beschrieben, wie ihm zumute sei: „Irgendwann sagt ein Mann ‚nein‘. Stellt sich gegen alle anderen und geht seinen Weg.“

Sicher, er könnte auch weitermachen wie bisher. Der Einkauf im Exquisit-

Shop ist immer drin, er liebt sein Hobby, fährt zweimal pro Jahr „anständig in Urlaub“. Die Frau ergänzt: „Und jetzt haben sie ihm auch noch geflüstert, daß er bei der Reserveübung im Sommer einen ganz bequemen Job haben kann!“

Und nun das, ein Verweigerer in der Familie. Die Gastgeberin blickt sich hilfeschend um: „Sagt ihr doch was, ist das nicht Wahnsinn?“

Vor einer Stunde hatte sie noch ganz anders geredet, als ein junger Pfarrer in der Runde für Veränderung in kleinen Schritten plädierte. Ein Onkel, so erzählte der Geistliche, habe sich in seinem Betrieb als überzeugter Christ standhaft geweigert, der Partei beizutreten, auch dem Druck des Kaderleiters habe er widerstanden. Die Kollegen hätten das schließlich geschluckt. Wenn bloß einer mal Haltung zeige, so der Pfarrer, dann könne das viel bewegen.

Dem Hausherrn hatte die Geschichte gefallen, die Gastgeberin aber hatte dem Theologen vorgehalten: „Woher du bloß deine ewige Geduld nimmst“, nein, das bringe sie nicht fertig, so könne gar nichts vorangehen.

Als es dann um ihren eigenen Mann, den Reservisten-Verweigerer, geht, ist es vorbei mit den starken Worten.

Das ist es, was DDR-Jugendliche abstößt von der älteren Generation: das Nebeneinander von griesgrämiger Dauernörgelei im privaten Kreis und tadellosem Wohlverhalten in der Öffentlichkeit. Die Alten haben den Jungen wenig gegeben, worauf sie stolz sein könnten. Die in Westneid und Opportunismus erstickte Selbstachtung wollen sie sich jetzt zurückholen.

Die meisten, die sich öffentlich als Bürgerschreck, Umweltschützer oder Pazifisten, als Diener oder als junge Christen bekennen, bezeichnen sich demonstrativ als DDR-Bürger. West-Voyeure mögen sie nicht besonders, und außer Landes zu gehen empfinden sie meist als Schande – egal ob freiwillig oder gezwungen. Die aus Ost-Berlin, Jena und andernorts Ausgebürgerten, die jetzt in West-Berlin leben, fühlen sich als Exilanten und trauern zwar nicht ihrem Staat, wohl aber ihrem Land nach.

Die Ost-Berliner Rockgruppe „Pankow“ antwortete auf die Frage, ob sie mit ihren rotzigen Texten wie „Komm aus dem Arsch“ die Gleichaltrigen zum Aussteigen oder zum Einsteigen bewegen wolle, mit einer Umwertung dieser westlichen Begriffe: „Es gibt bei uns einen Hang vieler Leute, wie du sagst, auszusteigen. Aber nicht in dem Sinne, wie es im Westen ist: also nicht arbeiten gehen. Die Leute hier steigen aus, indem sie sich privatisieren, indem sie den Job machen, da sind, ihn erfüllen und dann nach Hause gehen, und dann geht ihre Welt los samt Fernseher und Freizeit-hobbys. Das hat auch seine Ursachen. Wir finden das unheimlich bedrückend, daß sich zu wenig Leute verantwortlich fühlen, wie sie leben, und Mut haben, gegen das, was sie stört, vorzugehen und einfach aktiver leben.“

Die Aussteiger – das sind all die Normalen.

Im nächsten Heft

Demonstrationen gegen Umweltverschmutzung und Beton – Künstler üben Kritik – Die Boheme von Ost-Berlin